

9 Politiken und Ethiken der Namensgebung in kollaborativen Schreibprojekten

Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren zwischen Schutz und Bevormundung

Sarah Nimführ

9.1 Anonymisierungen und Pseudonymisierungen als unterschätzte Herausforderung im kollaborativen Schreibprozess

Forschung zu Flucht_Migration¹ und mit Geflüchteten ist ein stark politisierter und emotional aufgeladener Forschungskontext und insbesondere damit verbundene kollaborative Schreibprojekte sind deshalb mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Als Buba Sesay und ich beschlossen, gemeinsam einen Artikel zu schreiben (Nimführ/Sesay 2019), standen wir nicht nur vor der Herausforderung der praktischen Umsetzung dieses Vorhabens, sondern wurden auch mit der Frage der Autor*innenidentifikation konfrontiert. Das Formular zu den Autor*inneninformationen des Journals, in welchem wir publizierten, erforderte Angaben zum Namen und institutioneller Anbindung. In meiner Dissertation pseudonymisierte ich alle Forschungspartner*innen, so auch Buba. Der gemeinsame Artikel, der sich aus autoethnografischen Erzählungen von Buba und meinen erhobenen Forschungsdaten speiste, griff somit teilweise auf ähnliche oder Situationen zurück, die wir gemeinsam erlebten, aber aus einer individuellen Perspektive: Einerseits aus meiner

1 Flucht und Migration verstehe ich nicht als Dichotomie, sondern verweise mit dem Unterstrich auf das Spektrum zwischen Flucht und Migration. Ich gehe dabei von der Unmöglichkeit einer klaren Abgrenzung verschiedener Migrationsformen und einer Unterscheidung in Zwangs- und Freiwilligkeitsgrade aus (vgl. auch Kaufmann et al. 2019: 6).

Forscherinnensicht und andererseits aus seiner Position eines Autors, der »das Desaster erlebt hat [lived the desaster]« (Khosvari 2010: 6; übersetzt von S.N.), von dem berichtet und das analysiert wurde. Wir standen somit vor der Überlegung, welchen Autorennamen Buba für diese Publikation wählen sollte: Das Pseudonym, das er sich für die Darstellung seiner Person in meiner Arbeit selbst ausgesucht hatte, oder der Name, der in den Papieren stand, die seinen prekären Aufenthaltsstatus zu diesem Zeitpunkt dokumentierten. Diese Frage der Repräsentation durch die Namensnennung war nicht ganz unerheblich, da diese nicht losgelöst von den Buba betreffenden Grenzregimedynamiken gedacht werden konnte. Zum Zeitpunkt des Verfassens und Veröffentlichens des Artikels war Bubas Aufenthaltsstatus unsicher. Einerseits stand er zu seiner Kritik des Umgangs mit Geflüchteten durch das betrachtete Grenzregime und wollte seine Sicht auch mit einer breiten Öffentlichkeit teilen, andererseits befürchtete er aber, dass seine öffentliche Stimme negative Auswirkungen auf sein laufendes Bleiberechtsverfahren haben könnte. Das Gefühl, dass ich den geflüchteten, aber auch nicht-geflüchteten Personen mit meiner Forschung schaden könnte, dominierte auch immer mein Denken und Handeln. Denn zum Zeitpunkt des Erhebens und Verschriftlichens der Daten war nie wirklich absehbar, was mit diesem Wissen passieren könnte (vgl. auch Besteman 2013: 6). Gleichzeitig spiegelt diese fehlende freie Wahl, in der Öffentlichkeit mit seinem »richtigen« Namen aus Angst vor Repressionen zu erscheinen, sehr eindrücklich die ungleiche Machtverteilung im Grenzregime wider.

Dieser kurze Einblick zeigt, dass wir uns als Forschende im Kontext von Flucht_Migration der politischen Aufgeladenheit des Forschungs- und Schreibkontexts kaum entziehen können, so dass eine reflexive und selbstkritische Bearbeitung und auch das Hinterfragen, unter welchen Bedingungen eine solche Kollaboration überhaupt vertretbar ist, notwendig sind. Wir sind in die Grenzregimedynamiken unweigerlich eingebettet. Und dieser Umstand hat nicht nur Einfluss auf die gewählte Repräsentationsstrategie, sondern zeigt sich bereits in der forscherschen Praxis vor Ort. Denn auch zu Beginn der Reise einer potenziellen Zusammenarbeit stehen wir als Forschende vor bestimmten ethischen Herausforderungen. Buba und ich trafen uns zum ersten Mal an einer Hafenspaziermeile in einer kleinen Stadt in Malta. Während wir an der von Tourist*innen beliebten Spaziermeile entlanggingen, erläuterte ich ihm die Hintergründe meiner Kontaktaufnahme. Ich bemühte mich, mein Forschungsvorhaben so transparent und offen wie möglich zu kommunizieren und meine Forschungsziele offenzulegen. Buba fragte mich,

was mit meinen Daten genau passieren soll. Das war aber eigentlich gar nicht so einfach zu beantworten, da ich mich noch ziemlich am Anfang meines Forschungsprojektes befand. Klar war für mich, dass nach Rücksprache mit den Personen, Teile der Gespräche und Interviews in meinem geplanten Buch in Form von Direktzitatzen aufgegriffen werden sollten, aber auch in Form von Schlussfolgerungen durch die Interpretationen dieser Aussagen meinerseits. Der genaue Forschungs- und Disseminationsprozess war zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht bis ins letzte Detail vorhersehbar. So hatte ich beispielsweise noch nicht im Sinn, gemeinsame Schreibprojekte bzw. Ko-Autor*innenschaften mit den Forschungspartner*innen einzugehen, da sich diese Idee erst zu einem späteren Zeitpunkt aus Eigeninitiative der Personen, die ich kennenlernte, entwickelte. Hinsichtlich möglicher Anonymisierungs- bzw. Pseudonymisierungsvorgehen war ich mir zu Beginn sehr sicher: Personen aus dem Feld, die sich in prekären Lebenssituationen befanden, wollte ich anonymisieren, da ich die Reichweite meiner Forschung und damit verbundene Konsequenzen für meine Forschungspartner*innen nicht einschätzen konnte. Dies gestaltete sich allerdings nicht als einfaches Unterfangen und warf im Zuge meines Schreibprozesses – sowohl in der Alleinautorinnenschaft als auch bei kollaborativen Schreibprojekten – immer wieder Fragen der Repräsentation auf. Obwohl Anonymisierungen heutzutage als selbstverständlich angesehen werden, stellen sie auch eine unterschätzte Herausforderung für ethnografisches Schreiben dar. Die Verwendung von Pseudonymen ist nicht nur eine technische oder stilistische Frage, sondern beeinflusst grundlegend das Ergebnis des Schreibens und die Art und Weise, wie dieses geteilt, gelesen und rezipiert wird (vgl. Vorhölter 2021: 16).

Im Folgenden werde ich zunächst auf allgemeine ethische Überlegungen zu einer Zusammenarbeit mit Personen aus dem Feld eingehen, die die Basis eines kollaborativen Schreibprojekts darstellen. Anschließend gebe ich Einblick in aktuelle Aushandlungen von Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsvorgehen. Im Zuge dessen erörtere ich die Komplexität einer Repräsentationsstrategie zwischen Schutz und Bevormundung von Forschungs- bzw. Schreibpartner*innen sowie die Suche nach ausgewogenen Repräsentationsmöglichkeiten. Bei meinen Ausführungen greife ich auf meine Forschungserfahrungen und damit verbundene Ko-Autor*innenschaften zurück.²

2 Die hier dargestellten Ko-Autor*innenschaften und Schreibpartnerschaften entstanden im Rahmen eines ÖAW-Forschungsprojektes zu Nichtabschiebungen in Malta, das zwischen 2015–2018 durchgeführt wurde (vgl. Nimführ 2020a).

9.2 Ethische Beziehungen in der Flucht_Migrationsforschung

Basierend auf meinen Forschungserfahrungen sehe ich als oberstes Kriterium einer jeden akteurszentrierten Forschung – unabhängig davon, ob es sich um Flucht_Migrationsforschung handelt oder nicht – den kompetenten Umgang mit den Interaktionspartner*innen. Die Aufklärung über die Forschung kann dabei auf mündlicher Basis stattfinden oder in Form einer schriftlichen informierten Zustimmung. Letztere ist insbesondere seit der neuen EU-Datenschutzverordnung bei aufgezeichneten Interviews notwendig (vgl. Verordnung (EU) 2018/1725). Bei Interviewpartner*innen, die als Repräsentant*innen von Institutionen agieren, gestaltet sich dies meist unproblematisch. Aber gerade bei Privatpersonen können wir mit verschiedenen Herausforderungen konfrontiert sein. Im Fall meiner Forschung habe ich nur ein Gespräch mit Geflüchteten mit dem Aufnahmegerät aufgenommen, da es sich in diesem Fall um ein gedolmetschtes Gespräch handelte und die Rekonstruktion des Gesprächs im Nachhinein so einfacher war. In allen anderen Fällen habe ich aber auf Tonaufzeichnungen verzichtet, da die Gesprächsatmosphäre ohne Aufnahme entspannter war. Einige Gesprächspartner*innen erklärten mir, dass sie eine Aufnahme zu sehr an die Asylinterviews erinnern würde und wenn meine Aufnahme dann vielleicht doch einmal in falsche Hände geriete, könne man sie ggf. anhand ihrer Stimmen identifizieren (vgl. hierzu auch Driessen 1996: 296).³ In einigen Fällen lagen aber auch Sprachbarrieren und eine fehlende Lesekompetenz vor, so dass ein solches Formular verständlicherweise nicht einfach »blind« unterzeichnet werden wollte.

Eine weitere Problematik ergibt sich in diesem Kontext, wenn der Kontakt zu Gesprächspartner*innen über sogenannte Gatekeeper oder Organisationen sowie Behörden verläuft, von welchen die Gesprächspartner*innen in irgendeiner Weise abhängen. Hier ist es oft schwierig zu differenzieren, ob Auskunft gegeben wird, weil die Personen dies tatsächlich möchten oder weil sie sich gegenüber der jeweiligen Institution oder Person verpflichtet fühlen, Auskunft zu geben. In einer solchen Situation war ich, als ich meinen Ko-Autor Gabriel Samateh kennenlernte, der mir völlig spontan nach einem Interview mit einer Sozialarbeiterin einer Asylunterkunft vorgestellt wurde. Der Kontakt zwischen Gabriel und mir war zunächst sehr distanziert, was mitunter

3 Ob mit Geflüchteten überhaupt Interviews aufgenommen werden sollten, wird aktuell innerhalb der Flucht_Migrationsforschung vielfach diskutiert (siehe z.B. Block et al. 2013; Crawley/Skleparis 2018).

auch an der Art der Bekanntmachung lag. Die Sozialarbeiterin sagte zu Gabriel, dass ich eine Forscherin wäre, die ihn jetzt auf eine Cola einladen würde und er ein bisschen von seiner Geschichte erzählen könne. Mir war diese Situation sehr unangenehm und auch Gabriel fühlte sich in dieser Rolle nicht wohl. Nachdem wir das Gelände der Asylunterkunft verlassen hatten, kamen wir an einem kleinen Supermarkt vorbei. Gabriel schnappte sich zwei Flaschen Cola aus dem Kühlschranks und bezahlte diese für uns. Er unterband jegliche Intervention von mir, dass ich mein Getränk selbst zahlen könnte und entgegnete, dass er auf keine Almosen angewiesen sei. Was anfangs sehr holprig begann, entwickelte sich im Laufe der Jahre auch zu einer Freundschaft, aus der schließlich eine Ko-Autorenschaft im Rahmen eines Beitrags für einen Sammelband entstand.

Der Anspruch meiner Forschung war es mit den Forschungs- sowie Schreibpartner*innen in den Dialog zu treten und nicht nur ihre Geschichte »abzugreifen« wie etwa im Sinne eines »knowledge grabbing« (Hutta et al. 2013: 164). Der Einbezug meiner Forschungsgegenüber ging einher mit einer Anerkennung ihrer Kompetenz als Expert*innen von Flucht_Migration und ihrer eigenen Biografie. Als Forschungspartner*innen bezeichne ich deshalb all die Personen, mit denen ich geforscht habe und die dazu bereit waren, mit mir in der Forschung zu interagieren. Damit designiere ich diese nicht als passiv Befragte und betone gleichzeitig, dass Wissensproduktion ein situativer Interaktionsprozess ist, in welchem »die Beforschten« aktiv an der Wissensproduktion beteiligt waren, wenn auch in anderem Maße als ich als Forschende. Als Schreibpartner*innen bezeichne ich all diejenigen, die sich im Rahmen der Forschungspartnerschaft mit schriftlichen Kommentaren, Interpretationen und Ko-Autor*innenschaften eingebracht haben. Diese offenen-dialogische Ausrichtung der Forschungs- sowie Disseminationssituation schafft auch bessere Voraussetzungen dafür, in der Situation selbst auf unerwartete Wendungen und mögliche Risiken angemessen einzugehen, sowohl vom Standpunkt der Forschenden als auch von dem der Forschungs- und Schreibpartner*innen aus (vgl. auch von Unger 2018).

Das Abwägen von Risiken und Vorteilen sehe ich als wichtiges ethisches Prinzip, da Forschung innerhalb des Kontextes von Flucht_Migration auch »gefährliches« Wissen produzieren kann, wie die Migrationsforscherin Christina Clark-Kazak betont: »Researchers should think carefully about the messaging that will be disseminated through interactions with media and policy makers. Researchers must also consider how their mere presence in a specific location might heighten risks for workers and those in situation

of forced migration« (Clark-Kazak 2019: 14f.). Deshalb ist es wichtig, die möglichen Folgen für die Forschungs- und Schreibpartner*innen immer mitzudenken. Eine Frage, die wir immer Hinterkopf behalten sollten, ist, wie die Medien und Behörden veröffentlichte Ergebnisse nutzen könnten. Viele der Geflüchteten, die ich in Malta kennenlernte, haben bereits vor der Begegnung mit mir mit zahlreichen anderen Personen über ihre Situation gesprochen. Das waren NGO-Mitarbeitende, Behörden, aber natürlich auch andere Forschende. Was passiert nun, wenn die Geschichten der Geflüchteten, die wir erheben oder die wir mit ihnen gemeinsam schreiben, sich von denen unterscheiden, die den Behörden vorliegen? Je nach Vertrauensverhältnis können die Erzählungen der Betroffenen ausführlicher sein. Und das kann im schlimmsten Fall dazu führen, dass eine Person ihren Anspruch auf ihren Schutzstatus verliert oder schlechtere Chancen in laufenden Verfahren hat. Besonders in Malta, einem verhältnismäßig kleinen Inselstaat, sind Personen aufgrund der permanenten Ko-Präsenz der Akteur*innen leichter identifizierbar wie beispielsweise in Deutschland (vgl. Otto/Nimführ 2019: 74f.).

Sollten Publikationen an den jeweiligen Forschungs- oder Lebensorten der Ko-Autor*innen öffentlich zugänglich sein, sollte der Aspekt der Auswirkungen der relativen Kleinheit mitgedacht werden. Nach Veröffentlichung eines englischsprachigen Buchkapitels mit den Ko-Autor*innen Laura McAdam-Otto und Gabriel Samateh wurden wir mit einer solchen Situation konfrontiert. In den sozialen Medien wurde unser Kapitel diskutiert und erregte somit auch das Interesse eines ehemaligen Interviewpartners, dem damals amtierenden maltesischen Integrationsminister. Er kontaktierte mich persönlich via E-Mail und erläuterte seine Unzufriedenheit mit unserer Darstellung der maltesischen Integrationspolitik. Nachdem er ein Interview, das Laura und ich 2015 gemeinsam mit ihm geführt hatten, abgebrochen hatte, bot er uns nun ein weiteres Interview zur Klärung an. Die ersten Fragen, die mir beim Lesen dieser E-Mails durch den Kopf gingen, waren: »Haben wir gründlich genug anonymisiert? Lässt sich zurückverfolgen, wer Gabriel ist?« Glücklicherweise hatten wir vor der Publikation entschieden, auch bei der obligatorischen Autor*innenbiografie des Buches nur eine sehr knappe Notiz zu schreiben und den Sachverhalt der Pseudonymisierung zu klären: »The author has opted for a pseudonym, fearing that this co-authorship could jeopardise his status. Therefore, no further biographical information is given here« (Nimführ/Otto/Samateh 2020: xiii).

9.3 Ko-Autor*innenschaften und Schreibpartnerschaften

Das Forschungsprojekt, in welchem die Idee des gemeinsamen Schreibens entstand, war grundsätzlich durch partizipative und nicht-partizipative Elemente gekennzeichnet. Ich habe versucht, Machtasymmetrien im Forschungsprozess zu reduzieren, indem ich (geflüchtete) Forschungspartner*innen durch verschiedene partizipative Elemente aktiv in den Prozess der Wissensproduktion einbezogen habe (vgl. Nimführ 2020b). Dies schloss auch die Dissemination und Publikation in Form von Ko-Autor*innenschaften mit ein.

Bei allen Ko-Autor*innenschaften überließen die Ko-Schreibenden die primäre Ausgestaltung des Anonymisierungs- bzw. Pseudonymisierungsprozesses mir – in der Regel mit Ausnahme der Auswahl ihres eigenen Pseudonyms. Entscheidungen und Überlegungen zur De-Identifizierung von Daten, die in diesem Kapitel dargestellt werden, sind deshalb hauptsächlich von mir geprägt. Ich bemühte mich zwar stets um Einbezug und Rücksprache mit den Ko-Autor*innen, dennoch war die Rollenverteilung diesbezüglich im Schreibprozess relativ vorgegeben und starr: Einige Ko-Autor*innen brachten sich mehr ein, andere weniger. Dies löste bei mir zuerst ein Unbehagen aus, wie es auch Aaron Malone (2020) beschreibt, da ich zunächst eine universelle gleichberechtigte Beteiligung anstrebte, was aus verschiedenen Gründen nicht möglich war. Immer noch überzeugt von der Idee, dass es für einen dekolonialen Ansatz wichtig ist, die Dichotomie zwischen mir als Forscherin und den Schreibpartner*innen aufzulösen, löste ich mich von der idealisierenden Vorstellung, dass Zusammenarbeit und in diesem Fall Zusammenschreiben bedeutet, dass »jede*r alles macht« (vgl. auch Nimführ 2022).⁴ Die Forschungspartner*innen schätzten meine Idee des gemeinsamen Schreibens und Analysierens. Die meisten von ihnen konnten jedoch nicht die notwendigen zeitlichen und technischen Ressourcen für dieses Projekt aufbringen. Das Nicht-mitschreiben-Wollen war in vielen Fällen also eher durch ein Nicht-mitschreiben-Können begründet (vgl. Nimführ 2020a: 112). Ähnlich wie bei Forschungspartnerschaften kann auch die Teilnahme bei gemeinsamen Schreibprojekten vom symbolischen bis vollständig kollaborativen

4 Es sollte nicht vergessen werden, dass die Interessen von Forscher*innen und Forschungspartner*innen, wie in meiner Forschung, nicht immer die gleichen sind und dass der individuelle Grad der Beteiligung oder Nichtbeteiligung immer eine freie Entscheidung der Forschungspartner*innen sein sollte (vgl. auch Gustafson et al. 2019).

Schreiben reichen (vgl. hierzu auch Lenette 2022: 65). Vor allem geflüchtete Forschungspartner*innen befanden sich in prekären Lebenssituationen, so dass das gemeinsame Schreiben eines Artikels oder gar eines Buches verständlicherweise weniger Priorität hatte als die Arbeit an lebenswichtigen Themen, wie die Vorbereitung auf eine neue Asylanhörungs oder das Zusammentragen notwendiger Dokumente für eine Wiederaufnahme des Asylverfahrens. Ganz zu schweigen von den Herausforderungen der schwierigen Kinderbetreuung und der Mehrfachbeschäftigung (vgl. Nimführ 2020a: 112).

Folglich haben wir gemeinsam verschiedene Grade der Schreibbeteiligung ausgehandelt. Mit diesem Ansatz werden die Forschungspartner*innen auch in ihrer Handlungsfähigkeit wahrgenommen und können selbst entscheiden, ob sie mitschreiben oder nicht, anstatt sie als ausschließlich vulnerable Personen zu stigmatisieren, die von den Forscher*innen geschützt werden müssen. Die Sozialwissenschaftlerin Caroline Lenette argumentiert in diesem Zusammenhang, dass »[i]n refugee studies [...] the focus on cross-cultural differences and the ›vulnerable‹ label associated with people who have experienced forced migration assumes a unidirectional, top-down model of power relations« (Lenette 2022: 81), so dass kollaborative Ansätze durch die Vulnerabilisierung ihre eigentliche Intention untergraben und Machtungleichgewichte aufrechterhalten können, die der Forschung ohnehin inhärent sind, anstatt sie aufzubrechen (vgl. hierzu auch Blank 2023).

Wie eingangs erwähnt ergab sich der kollaborative Ansatz meines Projekts eher zufällig und aus der Initiative der Personen, mit denen ich interagierte. Während einer teilnehmenden Beobachtungsphase nahm ein Gesprächspartner meinen Stift in die Hand und fragte, ob er das Diagramm, das ich in meinem Forschungstagebuch gezeichnet hatte, umstrukturieren könne. Ich war zunächst skeptisch, aber dann gab ich ihm den Stift. Ermutigt durch andere ähnliche Begegnungen und Initiativen des Mitschreibens und Kommentierens beschloss ich, interessierte Gesprächspartner zu bitten, meine Notizen zu lesen und zu kommentieren, um eine kontinuierliche Diskussion der Analyse anzuregen. Die Entscheidung darüber, welche Notizen und Kommentare meiner Forschungspartner*innen ich für die Analyse verwenden und wie ich sie interpretieren würde, lag jedoch allein bei mir. Daher habe ich in einer späteren Phase meiner Forschung das Veröffentlichungsmaterial mit den Forschungspartner*innen besprochen, bevor es publiziert wurde. In einem Fall waren Forschungspartner*innen mit meiner Formulierung unzufrieden und baten um Änderungen an einem Absatz, wie ich in diesem Kapitel noch ausführen werde. Das brachte mich auf die Idee, gemeinsam zu schreiben,

so dass ich begann, Texte gemeinsam mit meinen Forschungspartner*innen (mit und ohne Flucht_Migrationsgeschichte) zu verfassen. Diese Form der Zusammenarbeit ermöglichte es, einen produktiven Dialog zwischen den Forschungspartner*innen und mir als Forscherin zu initiieren. Indem ich eine Ko-Autor*innenschaft mit den Personen aus dem Feld einging, wurden die Beiträge derjenigen, die an der Formulierung der schriftlich festgehaltenen Ideen beteiligt waren, anerkannt und sichtbar gemacht.

9.4 Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren zwischen Schutz und Bevormundung

Vertraulichkeit und die Verschleierung der Identität von Forschungspartner*innen ist seit langem ein wichtiger und selbstverständlicher ethischer Grundsatz des ethnografischen Schreibens. Sowohl bei qualitativen als auch bei quantitativen Methoden werden die Daten in der Regel anonymisiert, manchmal durch Pseudonyme, manchmal durch eine groß angelegte Aggregation der Daten (vgl. McGranahan 2021). Derartige Vorgehen beruhen oft auf der ethischen und moralischen Prämisse, dass die Leben und Geschichten, die wir beforschen und von denen wir (gemeinsam) berichten, unter einem Versprechen gehalten werden müssen, nämlich der Schutz der Forschungs- bzw. Schreibpartner*innen: »[...] that promise being that we protect those who have shared with us« (Denzin 2017: 15).

Disziplinübergreifend wurden jahrzehntelang Pseudonyme für Personen und oft auch für Orte und Organisationen verwendet, um die Personen im Feld so zu schützen, dass sie keine negativen Auswirkungen für ihre Teilnahme an der Forschung erleiden und auch nicht für Worte oder Handlungen, die ihnen von den Forscher*innen zugeschrieben wurden. Diese Praxis blieb jahrelang fast unangefochten, so dass es kaum eine kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung gibt, die die Verwendung von Pseudonymen in der Ethnografie in Frage stellt (vgl. McGranahan 2021). In den vergangenen Jahren ist allerdings ein Wandel zu beobachten, der auch maßgeblich von kollaborativen Schreibprojekten im Zuge dekolonialer Denkansätze geprägt ist. Im Rahmen der Debatte um Ethik und Transparenz im Forschungsprozess und für wen eigentlich geschrieben wird, funktionieren Argumente des Schutzes jedoch nicht immer, so Carolin McGranahan: »They [pseudonyms] can be paternalistic and colonial, as well as misguided in presuming a single solution to political consequences of naming and claiming, or even that a pseudonym offers suffici-

ent anonymity« (McGranahan 2021: o.S.). Dies zeigt, dass kulturell vorgegebene ethische Grundsätze wie Vertraulichkeit und Anonymität möglicherweise nicht die Intersektionalität der Probleme von Personen in komplexen Lebensumständen und aus unterschiedlichen soziokulturellen Gruppen berücksichtigen (vgl. Obijiofor et al. 2016). Derartige Spannungen sind vor allem dann relevant, wenn Studien oder Texte mit Forschungspartner*innen aus benachteiligten, stigmatisierten oder marginalisierten Gemeinschaften und in einer »majority-world« (Kurtiş/Adams 2017) mit sprachlichen, soziokulturellen und ethnischen Unterschieden durchgeführt bzw. geschrieben werden (vgl. Lenette 2022: 25; 80). Für Lesley Wood steht der Begriff der Anonymität deshalb im Widerspruch zur Idee der Koproduktion von Wissen, es sei denn, es gibt Sicherheitsüberlegungen im Zusammenhang mit der Identifizierung (Wood 2017: 3), wie im bereits aufgeführten Beispiel mit Ko-Autor Gabriel.

Während es im Zuge der *Writing Culture Debatte* eine umfassende Auseinandersetzung mit den Praktiken und Folgen des Schreibens bzw. Repräsentierens gegeben hat (u.a. Abu-Lughod 2008; Clifford/Marcus 1986), werden in wissenschaftlichen Ausarbeitungen – wenn überhaupt – die oben skizzierten analytischen Überlegungen zu Fragen der Identifizierung der dargestellten Personen und Ko-Autor*innen sowie Kontexte häufig nur im Rahmen einer Fußnote oder eines kurzen Absatzes erläutert. Eine ausführliche Beschreibung des Anonymisierungs- bzw. Pseudonymisierungsprozesses findet in wissenschaftlichen Texten bisher nur wenig Beachtung (vgl. Thomson et al. 2005), obwohl es sich um eine zentrale Praxis bei empirischen Untersuchungen handelt, die die Repräsentation maßgeblich beeinflusst. Bisherige wissenschaftliche Analysen zu Anonymisierungspraktiken thematisieren in erster Linie Herausforderungen der Gewährleistung des Schutzes von vulnerabilisierten Personen (vgl. Moore 2012), die Wichtigkeit, Anonymisierungspraktiken in Bezug auf kulturelle Kontexte zu setzen (vgl. Moosa 2013; Reckinger 2010, 40f.) oder wie zu reagieren ist, wenn Personen es vorziehen, nicht anonymisiert zu werden (vgl. Miller 2015).

Während die Verwendung von Pseudonymen zur Bezeichnung von Personen im Feld und den rahmenden Forschungskontexten die gängigste und selbstverständlichste Form der Anonymisierung in der qualitativen Forschung darstellt (vgl. Jerolmack/Murphy 2017), kann auch auf andere Ansätze der Verschleierung zurückgegriffen werden, wie z.B. die Veränderung biografischer Informationen, die Verschleierung von Kontextmerkmalen oder die Erstellung allgemeiner, zusammenfassender Analysen über reale Erfahrungen. Wie stark diese Veränderungen und Ausblendungen geprägt sind, sollte individuell ent-

schieden werden. So entschied sich Ko-Autor Gabriel für eine Veränderung der Geschichte seines Ankommens und einer Minimalpreisgabe biografischer Informationen: »Gabriel Samateh grew up in Gambia and has been living in Malta since 2014. [...] Gabriel has already published on the situation of non-arrival in the Maltese island state and is interested in different forms of the legal and social exclusion of refugees at Europe's external borders« (Nimführ/Otto/Samateh 2020: xiii). Ko-Autor Buba hingegen war es trotz Schreibens mit Pseudonym wichtig, auf den mit seiner Frau gegründeten Verein hinzuweisen, der bei genauer Recherche sodann sein Pseudonym aufdeckte (vgl. Nimführ/Sesay 2019).

Durch die Veränderungen oder das Ausblenden bestimmter Informationen können wichtige Kontextualisierungen verloren gehen. So argumentiert Niamh Moore, dass eine Anonymisierung nie einfach ist, da diese in der Vergangenheit nicht (nur) Personen schützte, sondern insbesondere auch Frauen in Autor*innenschaften und dem Eigentum an ihren Worten ausschloss (vgl. Moore 2012: 332). Dieses Beispiel veranschaulicht, dass Verletzbarkeit nicht eine inhärente Bedingung für alle Forschungssubjekte sein muss. Stattdessen kann es auch durchdachte, ernsthafte und ethische Gründe geben, warum wir den tatsächlichen Namen einer Person in unserer Forschung oder im Rahmen von Ko-Autor*innenschaften verwenden sollten, nämlich um die Geschichte und die Beiträge der jeweiligen Person sowie die Anerkennung ihres Wunsches, namentlich genannt zu werden, zu würdigen (vgl. McGranahan 2021).

Im Folgenden erörtere ich, wie ich versucht habe, auftretende Herausforderungen beim kollaborativen Forschen und Schreiben zu bewältigen und gebe Beispiele wie ich in Bezug auf die Anonymisierung von Namen von Personen, Namen von Institutionen und Ortsnamen sowie biografische Informationen vorgegangen bin.

9.4.1 Anonymisierung von Personennamen

Die Anonymisierung von Personen geht weit über die einfache Änderung des Namens hinaus, da Namen viel über einen Menschen aussagen. Ich habe mich gegen eine einfache Anonymisierung mittels Nummerierung oder Initialen entschieden. Mit ein Grund hierfür war, dass meine Gesprächspartner*innen nach Ankunft in Malta während ihrer Haftzeit mit einer Identifikationsnummer versehen wurden, die sogenannte »Bootsnummer«. Während die Praxis von Nummerierungen den Behörden hilft, Geflüchtete zu verwalten, bedeutet

dies gleichzeitig für Geflüchtete, dass ihre Namen keine primären Kennzeichen mehr sind, nachdem sie Malta erreicht haben. Darüber hinaus wird ein Teil ihrer persönlichen Geschichte – die Erfahrung der Flucht_Migration – unfreiwillig offenbart, da die Bootsnummer ein Schlüsselaspekt in ihrem Leben in Malta darstellt. Wo auch immer Geflüchtete auf die maltesische Bürokratie angewiesen sind, werden sie auf ihre Bootsnummer reduziert. Dies zeigte sich auch während einer Beobachtungsszene, als ich in der Wartehalle des Polizeipräsidiums auf einen Interviewtermin wartete. Ein Mann bat am Aufnahmeschalter um einen Gesprächstermin. Er nannte seinen Namen und der Mitarbeiter verwies jedoch umgehend auf seine Bootsnummer. Auch im alltäglichen Leben nehmen die Geflüchteten immer wieder Bezug auf ihre Bootsnummer, die sie quasi als »Bootsfamilie« zusammenfasst.

Ein weiterer Grund gegen eine Nummerierung oder Initialisierung stellte der Verlust der Individualität der Geflüchteten dar, da durch eine Pseudonymisierung relevante Details und Nuancen der Namen, mit denen sich die Forschungspartner*innen identifizierten, verloren gingen. Des Weiteren erleichtern Namen die spontane Einschätzung des jeweiligen Menschen (vgl. hierzu auch Reckinger 2010: 40). Dem Namensforscher Luis Ramón Campo Yumar zufolge ist die Wahl des Vornamens nicht nur eine Frage des Geschmacks der Eltern, sondern stellt häufig auch eine Frage der Soziolinguistik des jeweiligen Herkunftslandes dar (Campo Yumar 2020: 80). In einigen Fällen habe ich die Forschungs- und Schreibpartner*innen direkt um gewünschte Pseudonyme angefragt. Diese wichen manchmal erheblich von ihrem eigenen Namen ab, z.B. wählten sie Namen ohne religiöse Bedeutung oder aus einem anderen Herkunftsland. In anderen Fällen habe ich versucht, Vor- und Nachnamen zu wählen, die eine ähnliche Bedeutung aufweisen wie die realen Namen der Forschungs- und Schreibpartner*innen. Das heißt, dass Pseudonym und realer Name sprachlich eine ähnliche Herkunft haben und je nach Möglichkeit in der jeweiligen Generation ähnlich häufig im jeweiligen nationalen oder regionalen Kontext auftreten (vgl. Reckinger 2010: 40). Dies erforderte eine aufwendige Konstruktions- und Recherchearbeit. So habe ich z.B. maltesische Nachnamen durch andere maltesische Nachnamen ausgetauscht und nicht aus Frau Mifsud, Frau Müller gemacht oder Namen mit einer religiösen Konnotation beibehalten, also aus Fatma wurde dann z.B. Hatice, aber nicht Julia. Bezogen auf meine Ko-Autoren unterschied sich die Pseudonymisierungspraxis. Buba suchte sich seinen Namen selbst aus und entschied sich dabei für den Namen und die Schreibweise, mit dem er in seinem Heimatdorf bekannt war. Gabriel überließ die Auswahl seines pseudonymisierten Nachnamens mir und segnete

diesen am Ende nur ab. Das ausgewählte Pseudonym seines Vornamens wählte er hingegen selbst aus, wobei dieses stark von seinem realen Namen abweicht, da dieser nur sehr selten vorkommt und er jedmögliche Identifizierungsmöglichkeit ausschließen wollte.

Im Zuge meiner Überlegungen zu Pseudonymisierungen von Repräsentant*innen diverser Institutionen ist mir aufgefallen, dass in vielen ethnografischen Studien institutionelle Akteur*innen oder wichtige Amtsinhaber*innen mit Vor- und Nachnamen genannt, während Geflüchtete in denselben Studien häufig nur mit einem Vornamen präsentiert werden. Diese Repräsentationspraxis wollte ich nicht fortführen. Das andauernde Aufführen der Personen mit all ihren Namen fand ich aber auch unpraktisch. Anonymisierungen lassen sich dem Kulturwissenschaftler Persson Perry Baumgartinger zufolge als situierte soziale und politische Praxis begreifen (vgl. Baumgartinger 2014: 107ff.). Dies zeige sich, so Baumgartinger, bereits bei der Abbildung der (interpretierten) zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Protagonist*innen und Forschenden (ebd.). Gesprächspartner*innen, die ich in verfassten Texten namentlich genannt habe, habe ich bei erstmaliger Nennung sowohl mit ihrem Vor- als auch Nachnamen genannt. Einige Forschungs- und Schreibpartner*innen haben mich während unseres Kontaktes geduzt, weshalb ich bzw. wir sie nach der Erstnennung nur noch mit dem Vornamen benannt habe/n. Dies ist unter anderem auch auf den kontinuierlichen, über Jahre andauernden Kontakt zu den entsprechenden Personen zurückzuführen. Die hier angewandte Benennungspraxis schließt geflüchtete und nicht-geflüchtete Akteur*innen ein. Personen, mit denen ich nicht »per Du« war, habe ich ausnahmslos und durchgängig mit ihrem vollen Namen benannt. Diese Vorgehensweise wurde auch im Rahmen von kollaborativ angefertigten Texten übernommen.

9.4.2 Anonymisierung von Namen der Institutionen

Ähnlich gestaltete es sich bei den verschiedenen Institutionen, die ich für Interviews aufgesucht hatte. Je nach Mitwirkungs- und Anerkennungsgrad einer Nichtregierungsorganisation (NGO) im »Spielfeld der internationalen Politik« (Furtak 2015: 17) genießen bestimmte Organisationen die Position zu »eine[r] Art Elite« (ebd.: 22) zu gehören. NGOs lassen sich nach Tätigkeitsschwerpunkten oder dem Grad an Politikimplementierung unterscheiden. Diese verschiedenen Typen von NGOs, die sich mit bekannten Namen quasi gleichsetzen, lassen sich nur schwer pseudonymisieren, ohne den Bekanntheits- sowie An-

erkenntnisgrad zu verlieren. So wird mit *Amnesty International* umgehend eine Menschenrechtsorganisation verbunden und der *World Wide Fund for Nature* wird sofort mit Umweltschutz in Verbindung gebracht. Deshalb fragte ich bei den jeweiligen Institutionen an, ob ich den Organisations- oder Abteilungsnamen nennen dürfte und lediglich die Namen der Interviewten pseudonymisieren solle. Von behördlicher Seite, aber auch von den meisten NGOs, erhielt ich die Erlaubnis, den offiziellen Namen der Institution zu nennen.

Zu Beginn meiner Forschung war ich noch fest davon überzeugt, dass ich insbesondere bei institutionellen Akteur*innen mit ihrer Zustimmung die richtigen Organisationsnamen verwenden würde, um Teile des Grenzregimes, die über Intransparenz funktionieren, nicht zu reproduzieren und damit auch umstrittene Praktiken unsichtbar zu machen. Am Ende habe ich mich aber trotz Zustimmung für eine umfassende Anonymisierung entschieden, da mir im Verlauf meiner Forschung klar wurde, dass einige Mitarbeitende von NGOs, aber auch Behörden, die Reichweite meiner Forschung nur schwer einschätzen konnten und dies für sie womöglich Konsequenzen hätte haben können. Ich wusste zum Zeitpunkt meiner Erhebung selbst nicht genau, wieviel Aufsehen meine Studie erregen könnte. So war ich sehr überrascht, dass nach Veröffentlichung meines Buches zum besagten Forschungsprojekt im Bibliothekskatalog ein Erwerb durch das Bundesverfassungsgericht Karlsruhe vermerkt war. Womöglich hat der Titel meiner Monografie – »Umkämpftes Recht zu bleiben« – die Aufmerksamkeit des Justizapparats erregt.

Unter meinen Ko-Autoren und Schreibpartner*innen herrschte bezüglich der Anonymisierung institutioneller Akteur*innen Unstimmigkeit. Während Buba am liebsten die Namen seiner »Peiniger« genannt hätte, wollte Gabriel unter keinen Umständen eine Verbindung zwischen den genannten Amtsträger*innen und seiner Person herstellen. Schreibpartner*innen, die NGOs angehörten, änderten ihre Meinung im Verlauf des Publikationsprozesses. Die Hilfsorganisation, bei der ich mich während meiner Forschungsaufenthalte monatelang engagierte, bestand zunächst sogar darauf, dass ich die Institution namentlich in meinen Aufzeichnungen nenne, um ihr Mitwirken in Form der Ermöglichung meiner Freiwilligenarbeit publik zu machen. Allerdings änderte sich der Wunsch der namentlichen Nennung, nachdem ich den Entwurf einer bevorstehenden Publikation im Sommer 2016 der Hilfsorganisation per Mail zuschickte. Da ich meine interpretierten Daten auch wieder zurück ins Feld spielen wollte, schickte ich vor dem Einreichen des Artikels meinen Beitragsentwurf an den Teamleiter der Hilfsorganisation sowie an zwei Ehrenamtliche. Nach wenigen Tagen erhielt ich eine Antwort des Teamleiters, dass er

mit dem Direktor der Hilfsorganisation sprechen müsse, welche Rolle die NGO in meiner Forschung spiele, da es nicht so aussehen soll, dass sie ihre Rolle als Hilfsorganisation missbrauchen, indem sie Volunteers die Möglichkeit geben, außerhalb des Interesses der NGO, im Rahmen der NGO-Volunteer-Rolle zu forschen:

»I will need to consult with our Director about the role the Refugee Support Service played in the research... mainly because we have sensitive relations with authorities that give us privileged access to beneficiaries of our services... and I do not want it to look as if we abuse our position and access by allowing volunteers to be following an outside interest under the NGO volunteer role. There may need to be a clearer separation of these 2 roles. I have copied Elisabeth in to check with her and ask her opinion also.«
(E-Mail_GC160621)

Die Nachricht irritierte mich zunächst. Von Beginn an, bereits bei der ersten Kontaktaufnahme mit der Hilfsorganisation, hatte ich meine Forschungsinteressen transparent gemacht. Während meines zweiten Forschungsaufenthaltes bot mir die Hilfsorganisation an, mich neben meiner Forschung auch als Freiwillige in der Organisation zu engagieren. Eine ähnliche Rolle übte zur gleichen Zeit eine Studentin aus, die im Rahmen ihrer Masterarbeit eine Forschung über die Zusammenarbeit der NGOs in Malta anfertigte. Ich machte mir Gedanken, ob ich meine Rolle als Forscherin richtig artikuliert hatte und ob ich mich in meinen Rollen als Forschende und Freiwillige richtig verhalten hatte. Bereits am nächsten Tag meldete sich die Ehrenamtliche bei mir. Der Beitrag wäre gelungen, allerdings würde sie mich stellvertretend für die Hilfsorganisation bitten, einen Satz zu ändern, da dies insbesondere dem Wunsch der Managementabteilung entspräche:

»Thanks for sending us your article, it looks good and is very informative. George has emailed you regarding an area of concern, and I hope you don't mind but I have just reworded some of the parts to make it more acceptable to us, and more importantly to our management! See below. Hope this is ok with you and please send back the edited version. Well done for all your work!« (E-Mail_EA160622)

Ich glich meinen Absatz mit dem Entwurf von Elisabeth ab. Tatsächlich beinhaltete mein Absatz eine gewisse Zweideutigkeit. Ich führte dies darauf zurück, dass Englisch nicht meine Erstsprache ist und ich deshalb vermutlich die falschen Worte gewählt hatte:

»You are definitely right, my wording was misleading which may be caused by the fact that I'm not writing in my first language and that sometimes only a few words can lead to manifold interpretations.« (E-Mail_SN1606222)

Ich habe daraufhin den gewünschten Absatz wortgleich übernommen, da ich die Organisation nicht in Schwierigkeiten bringen wollte. Allerdings brachte mich diese Situation zum Nachdenken darüber, wie sinnvoll eine Nicht-Anonymisierung der Institutionen ist, obgleich ich deren Erlaubnis dazu hatte. Zum einen schienen George und Elisabeth die Reichweite meiner Forschung unterschätzt zu haben, zum anderen zeigte sich in diesem Moment, welche Konsequenzen die Kleinheit Maltas mit sich bringen konnte: Es kann schnell herausgefunden werden, wer mir welche Information gegeben hat, da es jede Organisation nur einmal auf der Insel gibt und Personen in leitenden Funktionen bekannt sind. Besonders beim Zugang zum *Open Center* und dem *Detention Center* konkurrierten die NGOs darin, mögliche Beratungsangebote für Geflüchtete anbieten zu können. Eine Freiwillige einer NGO, die außerhalb des Interesses der Hilfsorganisation Forschungen durchführte, hätte zu Missverständnissen führen können, die Konsequenzen für das Vertrauensverhältnis zwischen der Hilfsorganisation und dem Staatsapparat hervorrufen hätte können. So übernahm ich den überarbeiteten Textabsatz von Elisabeth in meinen Beitrag auf und ließ das Team der Hilfsorganisation gleichzeitig an meinen Gedanken zur Nicht-Anonymisierung teilhaben:

»This situation made me think about, if I really should use the names of the organizations I was interviewing, even if I have the permission of nearly all to do so (only few particularly asked me to anonymize). All has its pros and cons. I think it might be better to anonymize all the organizations I have talked to. Unless you (or the management of the MHWO) don't want me to do so, I would also anonymize your NGO and appoint my involvement as volunteering at an international, humanitarian NGO.« (E-Mail_SN160719)

Diese Situation brachte mich zum Nachdenken darüber, wie sinnvoll eine Nicht-Anonymisierung der Institutionen ist, obgleich ich deren Erlaubnis dazu hatte. Nach einem Gespräch haben wir uns dann gemeinsam auf eine Anonymisierung der Hilfsorganisation geeinigt. Im Anschluss daran entschloss ich mich, sämtliche Institutionen und Personen im Rahmen der jeweiligen Möglichkeiten zu pseudonymisieren, auch wenn diese mir explizit die Zustimmung für die namentliche Nennung gegeben hatten.

Da ich nicht allen Akteur*innen meine Beitragsentwürfe zuspielte und nicht absehen konnte, ob die Interpretationen meiner Erhebungen auch für weitere Organisationen nicht intendierte nachteilige bzw. schadenanrichtende Folgen haben könnten, entschloss ich mich zur Pseudonymisierung ausnahmslos aller Akteur*innen. Für Malta gestaltete sich dies aber besonders herausfordernd, da es sich um einen kleinen Inselstaat handelt. Die Kleinheit bedeutete nicht nur, dass sich Wege immer wieder kreuzten, sondern auch, dass gewisse Positionen nur einmal vergeben waren. Die Ministerien waren überschaubar und hatten nur wenig Mitarbeitende. Auch bei noch so ambitionierten Pseudonymisierungsversuchen ließ sich in bestimmten Fällen die jeweilige Institution identifizieren. In Bezug auf mein Forschungsthema kam vor allem der Person, die an den Asylentscheidungen maßgeblich beteiligt ist, eine bedeutende Rolle zu. Aufgrund der hohen symbolischen Bedeutung innerhalb des Forschungskontextes war diese*r Amtsinhaber*in kaum anonymisierbar. Hinsichtlich der allgemein ihn*sie betreffenden Aussagen habe ich die Funktion des Amtes nicht verändert, den Namen der amtsinnehabenden Person allerdings schon. Womöglich lässt sich diese aber unter ortskundigen Personen dennoch identifizieren.

9.4.3 Anonymisierung von Ortsnamen

Auch die Anonymisierungen von Städten, Orten und Schauplätzen des physischen Raums gestaltete sich kompliziert. Die Relegation in periphere Räume, aber auch die aktive Raumnutzung der Geflüchteten sowie bestimmte »Orts-effekte« (Reckinger 2010, 40) der maltesischen Städte oder jeweiligen *Open Center* sind für die alltäglichen Lebensgestaltungen der Geflüchteten zentral. Es ist nicht unerheblich in welcher Stadt die Geflüchteten lebten oder arbeiteten, da diese auch mit Zuschreibungen versehen waren, wie z.B. dass *St. Julians* als Tourist*innenhochburg gilt und *Msida* beispielsweise als kosmopolitischer *Melting Pot*. Gleichzeitig wusste ich, dass aufgrund der Kleinheit des Inselstaates über bestimmte Wohn- und Arbeitsorte schnell Rückschlüsse auf die Forschungs- und Schreibpartner*innen gezogen werden und diese dann trotz meiner Pseudonymisierung »enttarnt« werden könnten. Ich habe mich daher – auch auf expliziten Wunsch der Forschungs- und Schreibpartner*innen – dazu entschieden, die Ortsnamen und Schauplätze zu anonymisieren, was folglich nicht ohne Verzerrungen möglich gewesen ist. Mit Ausnahme größerer Städte, wie die maltesische Hauptstadt Valletta oder die italienische

Hauptstadt Rom, habe ich alle Orte und Schauplätze durch fiktive oder andere Ortsnamen ersetzt.

9.4.4 Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren als erste Interpretation

Baumgartinger versteht »Anonymisierung als politische Praxis« (Baumgartinger 2014: 105), da die Namen nicht in einem ahistorischen, wertfreien Raum stehen. Das von mir angewandte Anonymisierungs- bzw. Pseudonymisierungsverfahren ist deshalb als erste Interpretation zu verstehen, da es in einem bestimmten sozialen Feld stattfindet. Obgleich der in meiner Forschung ausgeführte Pseudonymisierungsprozess auf einer aufwändigen Konstruktions- und Recherchearbeit fußte, spielten mein spezifischer Wissensstand und auch disziplinäre Konventionen eine zentrale Rolle. Das Ersetzen von Namen, Berufen, Orten und Institutionen ist beeinflusst von gesellschaftlichen Wertungen und Hierarchisierungen und meinen daraus resultierenden Zuschreibungen. Besonders bei Berufen, denen unterschiedliches Prestige sowie ein hierarchischer Status und Bildungsstand zugeschrieben wird, kommt es zu ersten Interpretationen. So würde ich den Beruf von Gabriel, ein studierter Ingenieur, nicht durch den Ausbildungsberuf eines Mechanikers ersetzen, obgleich es eventuell thematische Überschneidungen der Berufsgruppen gibt. Diese Nuancen und Hintergründe, sowohl bei institutionellen Akteur*innen als auch bei den Geflüchteten, wurden durch meine Vorgehensweise reduziert bzw. manche gingen auch komplett verloren. Das zeigt eben auch, dass Forschung und Repräsentation begrenzt und immer von Aushandlungen geprägt sind. Dabei spielt auch eine Rolle, vor welchem Hintergrund Anonymisierungs- oder Pseudonymisierungsverfahren geschehen: Wenn »Interaktionen, Gespräche und Agieren der Akteur*innen im Vordergrund« (vgl. Otto 2021: 79) der Analyse stehen und keine Einzelfallporträts, kann oder muss sogar die oben aufgeführte Reduktion von Informationen in Kauf genommen werden.

9.5 Für eine feministische Ethik der Namensgebung

Meine Reflexionen haben gezeigt, dass Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsverfahren in der Praxis keinen Automatismus innehaben, der nach dem Motto »one size fits all« funktioniert. Für mich waren Anonymisierungen und Pseudonymisierungen ein ständiger Aushandlungsprozess: Manchmal

haben wir, die Ko-Autoren und ich, einen Teil der Integrität der Daten geopfert, um die Anonymität zu maximieren, und manchmal haben wir riskiert, die Anonymität zu gefährden, um die Integrität der Daten zu erhalten. Um ein notwendiges Gleichgewicht zu finden, empfiehlt es sich, die Forschungs- und Schreibpartner*innen in das Anonymisierungs- und Pseudonymisierungs-vorgehen nach Möglichkeit miteinzubeziehen. Ob und wie Forschungsdaten und Namen anonymisiert bzw. pseudonymisiert werden können und sollen, ist in hohem Maße kontextabhängig. Gerade deshalb ist es wichtig, dass sich Forscher*innen und Schreibpartner*innen vor Beginn eines Schreibprojektes überlegen, wie sie mit der Anonymisierung umgehen wollen – und zwar immer wieder aufs Neue. Wenn möglich, sollten sich Forschende zudem in verschiedenen Phasen der Forschung sowie des Publikationsprozesses mit den Schreibpartner*innen darüber beraten, was ihrer Meinung nach die richtige Strategie für die Anonymisierung wäre – auch wenn das bedeutet, dass ihre Präferenzen nicht immer berücksichtigt werden können. Ohne paternalistisch zu agieren, kann es aber durchaus Situationen geben, wie ich aufgezeigt habe, in denen bedacht werden sollte, dass Forscher*innen berufliche Pflichten haben (vgl. Verordnung (EU) 2018/1725) und in Bezug auf Anonymität geschult sind, die Kollaborationspartner*innen jedoch möglicherweise nicht. Dennoch wird die Diskussion zwischen Forscher*innen und Forschungs- und Schreibpartner*innen somit zu einem wesentlichen Bestandteil der Aushandlung des Grades der Anonymisierung oder ihrer Aufhebung unter bestimmten Umständen geprägt sein – ein Prozess, der wertvoll, aber auch zeitaufwändig ist und bei Projekten, die solche Ansätze verfolgen, wiederum einkalkuliert werden sollte.

Basierend auf meinen Ausführungen schlage ich vor, sich in den verschiedenen Schreibphasen mit den Forschungspartner*innen und Ko-Autor*innen darüber auszutauschen, welche Anonymisierungsstrategie sie bevorzugen würden. Häufig lässt sich die Komplexität der Anonymisierung bzw. Pseudonymisierung von Ko-Autor*innen zu Beginn einer Zusammenarbeit nicht vollständig erörtern, weshalb ich die finale Entscheidung diesbezüglich vor einer möglichen Publikation nochmals gemeinsam besprechen würde. Dennoch sollten wir uns in Anlehnung an Alexandra Panos und Jessica Lester bewusst machen, dass wir unsere Forschungspartner*innen und Ko-Autor*innen womöglich nie vollständig schützen können oder je nach Situation auch gar nicht müssen (vgl. Panos/Lester 2021: 787). Die Sorge um Anonymität und die De-Identifizierung von Daten als »normalisierte« Notwendigkeit spiegelt Annahmen über die Art der Verletzbarkeit der Forschungspartner*in-

nen und Ko-Autor*innen wider (vgl. Lenette 2022: 81). Die Fokussierung auf das Label »Verletzbarkeit« von Personen, die Flucht_Migration erlebt haben, geht von einem unidirektionalen, von oben nach unten gerichtetem Modell der Machtbeziehungen aus, das eine dekoloniale Denkweise untergräbt. Anstelle anzunehmen, dass Anonymisierung und Schutz gleichbedeutend sind, schlagen Panos und Lester deshalb die Anerkennung eines relationalen Schutzes vor, um einen Forschungs- und Schreibprozess zu schaffen, der die Besonderheit, die Gerechtigkeitsorientierung und das Politische der Arbeit in verschiedenen Kontexten würdigt, die zwangsläufig immer in Beziehung zu anderen Orten und Zeiten stehen (vgl. Panos/Lester 2021: 787).

Schlussfolgernd möchte ich festhalten, dass ich eine Neuausrichtung der Anonymisierungsdebatte für notwendig erachte: weg von der Annahme, dass Anonymität als ethische Notwendigkeit fungiert, hin zu einer Diskussion über die Ethik der Namensgebung, die gemeinsam mit den Schreibpartner*innen geführt wird. Dieses Verständnis knüpft an Konzeptionen einer feministischen Fürsorgeethik – *care of ethics*– (Gilligan 2008) oder einer Ethik der Achtsamkeit (Conradi 2001) an, die sich induktiv und kontextbezogen sowie interrelational auf eine Vielfalt von Stimmen und Beziehungen stützen. Anstatt von einer Ethik der Schadensvermeidung zu einer paternalistischen Vorstellung von Schutz abzuleiten, ließen sich mithilfe eines partizipativ-inklusiven Ansatzes Fragen der Namensgebung in Ko-Autor*innenschaften emanzipativ und produktiv erörtern. Auch wenn die asymmetrische Beziehung zwischen Forschenden und Schreibpartner*innen womöglich nie vollständig aufgehoben werden kann, kann zumindest auf eine gleichberechtigte Mitsprache aller Beteiligten im Rahmen von Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsprozessen hingearbeitet werden.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila (2008): *Writing Women's Worlds: Bedouin Stories*, Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Baumgartinger, Persson Perry (2014): »Mittendrין: kritische Analyse im Spannungsfeld von Machtverhältnissen der staatlichen Regulierung von Trans* in Österreich«, in: von Unger, Hella/Narimani, Petra/M'Bayo, Rosaline (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen*, Wiesbaden: Springer, S. 97–114.

- Besteman, Catherine (2013): »Three Reflections on Public Anthropology«, in: *Anthropology Today* 29(6), S. 3–6.
- Blank, Martina (2023): »Aber Du musst schreiben«: Epistemische Gerechtigkeit durch kollaboratives Publizieren mit Fluchtmigrant*innen?, in: Blank, Martina/Nimführ, Sarah (Hg.): *Writing Together. Kollaboratives Schreiben mit Personen aus dem Feld*, Bielefeld: transcript, S. 165–190.
- Block, Karen/Riggs, Elisha/Haslam, Nick (Hg.) (2013): *Values and Vulnerabilities: The Ethics of Research with Refugees and Asylum Seekers*, Toowong: Australian Academic Press.
- Campo Yumar, Luis Ramón (2020): Necesidad de una política lingüística para la normalización de la construcción y escritura de los nombres de pila. *Análisis del modelo jurídico cubano desde la perspectiva comparada. ISLAS* 62(195), S. 78–97.
- Clark-Kazak, Christina (2019): »Developing ethical guidelines for research«, in: *Forced Migration Review* 61, siehe <https://www.fmreview.org/ethics/clark-kazak>
- Clifford, James/Marcus, George E. (1986) (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkely/Los Angeles/London: University of California Press.
- Conradi, Elisabeth (2001): *Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Crawley, Heaven/Skleparis, Dimitris (2018): »Refugees, migrants, neither, both: categorical feminism and the politics of bounding in Europe's «migration crisis«, in: *Journal of Ethic and Migration Studies* 44(1), S. 48–64.
- Denzin, Norman K. (2017): »Critical qualitative inquiry.«, in: *Qualitative Inquiry* 23(1), S. 8–16.
- Driessen, Henk (1996): »What am I doing here? The anthropologist, the mole and the border ethnography«, in: Kokot, Waltraud/Dracklé, Dorle (Hg.): *Ethnologie Europas: Grenzen, Konflikte, Identitäten*, Berlin: Reimer, S. 287–299.
- Furtak, Florian T. (2015): »Internationale nichtstaatliche Organisationen (INGOs/NGOs)«, in: ders. (Hg.): *Internationale Organisationen. Staatliche und nichtstaatliche Organisationen in der Weltpolitik*, Wiesbaden: Springer, S. 13–25.
- Gilligan, Carol (2009): »Moral Orientation and Moral Development«, in: Bailey, Alison/Cuomo, Chris J. (Hg.): *The Feminist Philosophy Reader*, Boston: McGraw-Hill.

- Gustafson, Diana L./Parsons, Janice E./Gillingham, Brenda (2019): »Writing to transgress: knowledge production in feminist participatory action research«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 20(2): S. 1–25.
- Hutta, Jan Simon/Laister, Judith/Nieden, Birgit zur/Hess, Sabine (2013): »Kollaborationen und GrenzGänge zwischen akademischen und nicht-akademischen Wissenspraktiken. Ein Gespräch mit Jan Simon Hutta, Judith Laister, Birgit zur Nieden und Sabine Hess«, in: Binder, Beate/von Bose, Friedrich/Ebell, Katrin/Hess, Sabine/Keinz, Anika (Hg.): *Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 151–173.
- Jerolmack, Colin/Murphy, Alexandra K. (2017): »The ethical dilemmas and social scientific trade-offs of masking in ethnography«, in: *Sociological Methods & Research* 18(4), S. 801–827.
- Kaufmann, Margrit E./Otto, Laura/Nimführ, Sarah/Schütte, Dominik (2019): »Forschung und Praxis zwischen Handlungsdruck und Orientierungsunsicherheit im Kontext von Flucht_Migration«, in: dies. (Hg.): *Forschen und Arbeiten im Kontext von Flucht. Reflexionslücken, Repräsentations- und Ethikfragen*. Wiesbaden: Springer, S. 1–17.
- Khosvari, Shahram (2010): *»Illegal« traveller. An auto-ethnography of borders*, Basingstoke/New York: Palgrave Macmillan.
- Kurtiş, Tuğçe/Adams, Glenn (2017): »Decolonial intersectionality: Implications for theory, research, and pedagogy«, in: Case, Kim A. (Hg.): *Intersectional pedagogy: Complicating identity and social justice*, Routledge/Taylor & Francis Group.
- Lenette, Caroline (2022). *Participatory Action Research. Ethics and Decolonization*, Oxford: Oxford University Press.
- Malone, Aaron (2020): »Migrant communities and participatory research partnerships in the neoliberal university«, in: *Migration Letters* 17(2), S. 451–457.
- McGranahan, Carole (2021): »The Truths of Anonymity: Ethnographic Credibility and the Problem with Pseudonyms«, in: McGranahan, Carole/Weiss, Erica (Hg.): *Rethinking Pseudonyms in Ethnography*, *American Ethnologist*, siehe <https://americanethnologist.org/features/collections/rethinking-pseudonyms-in-ethnography/the-truths-of-anonymity-ethnographic-credibility-and-the-problem-with-pseudonyms>

- Miller, Kyle Elizabeth (2015): »Dear critics: Addressing concerns and justifying the benefits of photography as a research method«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 16(3), S. 27.
- Moore, Niamh (2012): »The politics and ethics of naming: questioning anonymisation in (archival) research«, in: *International Journal of Social Research Methodology* 5(4), S. 331–340.
- Moosa, Dheeba (2013): »Challenges to anonymity and representation in educational qualitative research in a small community: a reflection on my research journey«, in: *Compare: A Journal of Comparative and International Education* 43(4), S. 483–495.
- Nimführ, Sarah (2020a): *Umkämpftes Recht zu bleiben: Zugehörigkeit, Mobilität und Kontrolle im Europäischen Abschieberegime*, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Nimführ, Sarah (2020b): »Reflections on collaborative knowledge production in the context of forced migration«, in: *Feministische GeoRundmail* 83 (Themenheft: »Feminist research practice in geography: Snapshots, reflections, concepts), S. 29–33.
- Nimführ, Sarah (2022): »Can collaborative knowledge production decolonize epistemology?«, in: *Migration Letters* 19(6), S. 781–789.
- Nimführ, Sarah/Otto, Laura/Samateh, Gabriel (2020): »Denying while demanding integration. An analysis of the Integration Paradox in Malta and refugees' coping strategies«, in: Hinger, Sophie/Schweitzer, Reinhard (Hg.): *Politics of (Dis)Integration*, Cham: Springer, S. 161–181.
- Nimführ, Sarah/Sesay, Buba (2019): »Lost in Limbo? Navigating (im)mobilities and practices of appropriation of non-deportable refugees in the Mediterranean area«, in: *Comparative Migration Studies Journal* 7(26).
- Obijiofor, Levi/Colic-Peisker, Val/Hebbani, Aparna (2016): »Methodological and ethical challenges in partnering for refugee research: Evidence from two Australian studies«, in: *Journal of Immigrant and Refugee Studies* 16(3), S. 217–234.
- Otto, Laura K. (2021): *Junge Geflüchtete an der Grenze. Eine Ethnografie zu Altersaushandlungen*, Frankfurt/New York: Campus.
- Otto, Laura/Nimführ, Sarah (2019): »Ethnografisch forschen und die Wirkmächtigkeit der Kleinheit. Methodentheoretische Überlegungen und empirische Einblicke zur Produktion, Wahrnehmung und Repräsentation von räumlichen Zuschreibungsdiskursen, gem. mit Laura Otto«, in: Kaufmann, Margrit E./Otto, Laura/Nimführ, Sarah/Schütte, Dominik

- (Hg.): *Forschen und Arbeiten im Kontext von Flucht. Reflexionslücken, Repräsentations- und Ethikfragen*, Wiesbaden: Springer, S. 69–93.
- Panos, Alexandra/Lester, Jessica (2021): »Interrogating (un)masking in qualitative inquiry at the intersections of critical geographies and spatial justice«, in: *International Journal of Qualitative Studies in Education* 34(9), S. 783–789.
- Reckinger, Gilles (2010): *Perspektive Prekarität. Wege benachteiligter Jugendlicher in den transformierten Arbeitsmarkt*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.
- Thomson, Denise/Bzdel, Lana/Golden-Biddle, Karen/Reay, Trish/Estabrooks, Carole A. (2005): »Central questions of anonymization: A case study of secondary use of qualitative data«, in: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 6(1), S. 29.
- Verordnung (EU) 2018/1725 *Siehe* <https://eur-lex.europa.eu/legal-content/DE/TXT/PDF/?uri=CELEX:32018R1725>
- von Unger, Hella (2018): »Ethische Reflexivität in der Fluchtforschung. Erfahrungen aus einem soziologischen Lehrforschungsprojekt«, in: *Forum: Qualitative Sozialforschung* 19(3), Artikel 6.
- Vorhölter, Julia (2021): »Anthropology Anonymous? Pseudonyms and Confidentiality as Challenges for Ethnography in the Twenty-First Century«, in: *Ethnoscripts* 23(1), S. 15–33.
- Wood, Lesley (2017): »The ethical implications of community-based research: A call to rethink current review board requirements«, in: *International Journal of Qualitative Methods* 16, S. 1–7.